Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 160. Berlin, Montag, den 28. März 1892. XXI. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von Arthur Levysohn.

Nach achttägiger Dauer ist die Ministerkrise in Preußen, die sich einen Augenblick lang zu einer Regierungskrise auszuwachsen schien, durch das Ausscheiden des Grafen Zedlitz und durch die Berufung des Grafen Eulenburg und des Herrn Dr. Bosse beendet worden. Es gab sich während des Interregnums im In- und Auslande eine gewisse Nervosität über die Dauer desselben kund, ohne daß man sagen könnte, daß die Ungeduld, mit welcher man stündlich die endgiltige Lösung der aufgeworfenen Fragen erwartete, unter den vorliegenden Umständen berechtigt gewesen wäre. Man konnte vielmehr aus der Ausdehnung, welche die Zwischenzeit gewann, mit gutem Fug den Schluß ziehen, daß der Monarch, als er im Kronrath seinen Bedenken über den Weg, der mit dem Volksschulgesetzentwurf eingeschlagen worden, Ausdruck gab, lediglich einem Impulse, nicht aber einem lange vorbereiteten Plane gefolgt sei. Als es sich vor zwei Jahren um die Ersetzung des Fürsten Bismarck handelte und am 18. März das mit dem damaligen Reichskanzler schon im Februar hergestellte Uebereinkommen über dessen allmälig zu bewerkstelligenden Rücktritt aus seinen Aemtern plötzlich umgestoßen wurde, da trat General Caprivi wie ein deus ex machina aus der Versenkung hervor, und man konnte aus der Promptheit seines Erscheinens ersehen, daß es sich hierbei nicht um eine Improvisation handle. Als aber am 18. März 1892 Graf Zedlitz den Kronrath verließ, noch ehe derselbe zu Ende geführt worden — weil ihm die vom Kaiser geäußerten Bedenken keinen Zweifel darüber ließen, daß seine Art, die Schulfrage zu behandeln, nicht mehr mit der inzwischen vom Souverän gewonnenen Auffassung in Einklang zu bringen sei, da schuf der scheidende Kultusminister eine Krisis, auf welche man augenscheinlich in dieser Art an maßgebender Stelle nicht vorbereitet gewesen.

Die Krise wurde verschärft durch das Verlangen des Reichskanzlers, entweder ebenfalls seinen Rücktritt bewilligt zu erhalten oder die Last der preußischen Ministerpräsidentschaft von seinen Schultern genommen zu sehen. Man hatte es in diesem Falle nicht mehr mit dem Entlassungsgesuch eines einzelnen Ministers, sondern mit der Auflösung eines organischen Verhältnisses zu thun, welches vor dem 18. März d. J. in seiner Weise in seiner Daseinsfähigkeit gefährdet erschienen war. Man hatte bei diesem also nothwendig gewordenen Personen- und Einrichtungswechsel das merkwürdige Schauspiel zu erleben, daß diejenigen Parteien, auf welche Graf Caprivi und Graf Zedlitz sich in ihrer preußischen Schulpolitik gestützt, sich verrechnen und verkauft wähnten, während ihre Gegner aus dem mittelparteilichen und freisinnigen Lager in dem erfolgten Umschwunge keine Ursache sahen, ein besonderes Triumphgeschrei anzustimmen. Allerdings, das Schulgesetz, welches zu einer erneuten Kulturkampfstimmung innerhalb der Parteien der rechten und linken Seite Veranlassung gegeben, fiel unter den Tisch — und das ist immerhin ein Gewinn, den man im liberalen Lager nicht unterschätzen sollte. Aber wie die Dinge nun einmal liegen, spielen bei derartigen Ministerproblemen auch die Personenfragen eine große Rolle, und wenn auch Graf Zedlitz aus dem Kultusministerium und Graf Caprivi aus dem Ministerpräsidium verschwand, so waren die Ersatzmänner, welche für sie gefunden worden, schwerlich dazu angethan, die geheimen Hoffnungen gewisser mittelparteilicher Politiker zu befriedigen.

Daß Graf Caprivi das Ministerpräsidium aufgab, ohne freilich deshalb auf die Kollegenschaft im preußischen Kabinet zu verzichten, darf wohl als ein Zug von Feinfühligkeit gelten, der nicht von dem Manne zu erwarten war, welcher sich so lebhaft auf seine Kunst engagirt hatte, „gegen den Strom“ schwimmen zu können. Ein Ministerpräsident in der That, der den Volksschulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz so zu dem seinigen gemacht hatte, wie Graf Caprivi, konnte nicht gut als geistiges Oberhaupt einer Ministerkollegenschaft weiter amtiren, die diesen Entwurf einfach fallen ließ. Graf Eulenburg, dessen Vergangenheit eine gewisse Steifnackigkeit verbürgt, rückt — darüber sind alle Stimmen in allen Parteien einig — in das Ministerpräsidium ein mit der Anwartschaft auf das Reichskanzleramt in der Tasche. Man betrachtet also die getroffene Aenderung lediglich als ein Provisorium. Nun hat man allerdings eine Fülle geschichtlicher Beispiele dafür, daß derartige Provisorien sich mitunter als recht langlebig erwiesen haben, und das alte deutsche Sprichwort „Das Interim hat den Schalk hinter ihm“ hat sich wiederholten Malen bei uns wie anderwärts zur Wahrheit gewordenen. Aber in dem vorliegenden Falle glauben selbst die erprobtesten politischen Wetterbeobachter nicht, daß das Verbleiben des Grafen Caprivi sich noch für längere Zeit werde ermöglichen lassen. Erscheint er auch von der moralischen Verantwortlichkeit für die Gesammtpolitik des preußischen Ministeriums entlastet, so hat doch sein äußeres Ansehen auch dem Reichstag gegenüber durch die von ihm erlittene Niederlage in den Fragen des konfessionellen Schulunterrichts eine arge Verminderung erlitten. Wenn ihm selbst darüber noch ein Zweifel geblieben wäre, so hätte ihn der Verlauf der ersten Reichstagssitzung, die seiner amtlichen „Halbirung“ folgte, darüber aufklären müssen; denn die Redner aller Parteien waren einig in dem Ausdruck des Bedauerns über die erfolgte Auflösung der bestehenden Personal-Union zwischen Reichskanzleramt und Ministerpräsidium in Preußen.

Freilich sind alle diese Opponenten, wie auch die Zeitungsschreiber, die der gewesene preußische Ministerpräsident als seine geschworenen Widersacher ansieht, weit entfernt, die guten und vornehmen Eigenschaften zu verkennen, welche den im Amte verbliebenen Reichskanzler auszeichnen. Man läßt ihm gern volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn man auch hin und wieder aus Wahrheitsdrang sich zu dem Goetheschen Wort bekennen muß: „Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß.“

Was nun den Grafen Eulenburg anbetrifft, so hat man vielleicht die formalen Schwierigkeiten hier und da übertrieben, welche sich wegen der Instruktion der preußischen Stimmen im Bundesrath zwischen ihm und dem Reichskanzler ergeben könnten. Denn so wenig Graf Caprivi ein Bismarck, so wenig hat Graf Eulenburg Anspruch darauf, als ein Roon betrachtet zu werden. Und wenn im Jahre 1872 zwischen Bismarck und Roon derselbe Versuch, den man heute macht, sich auf die Dauer als völlig undurchführbar erwies, so ist damit nicht gesagt, daß dieselbe Erfahrung unter veränderten Personalverhältnissen sich nach 20 Jahren erneuern müßte. Aber freilich kann man nicht behaupten, daß durch die Berufung der beiden neuen Minister in das preußische Kabinet dieses letztere an sich und in sich homogener geworden wäre. Herr Miquel steht ersichtlich in vielen Fragen auf einem grundsätzlich anderen Standpunkte, als sein neuer Ministerpräsident und der neue Kultusminister. Dennoch dürfte für die erste Zeit ein Mißklang unter den neuen und alten Kollegen des Ministerraths wohl vermieden werden. Alles wird darauf ankommen, wie die Volksvertretung sich zu der neuen Zusammensetzung des Ministeriums stellt.

Im preußischen Landtage hat eine klerikal-konservative Mehrheit das Wort. Diese Mehrheit ist peinlich berührt, um nicht zu sagen vor den Kopf gestoßen, durch das Fallenlassen des Unterrichtsgesetzes, mit dessen Hilfe sie gehofft hatte, den alten preußischen Staat, wie ihn die Verfassung geschaffen, aus den Angeln zu heben. Daß dieser Plan kurz vor seiner endgiltigen Ausführung gescheitert ist, werden die Führer und ihre eingeschworenen Gefolgschaft so leicht nicht zu verwinden vermögen. Allein es wird ein Trost für die Majoritätsparteien in dem Umstande zu erblicken sein, daß die neuen Minister nicht aus den Reihen der Mittelparteien entnommen wurden. Weder Graf Eulenburg noch Herr Dr. Bosse werden vom Centrum und von den Konservativen als bewußte Gegner ihrer Parteiziele angesehen werden können. Allerdings sind an Stelle der Förderer ihrer Partei-Absichten Männer getreten, denen man im besten Falle nur eine latente Zugehörigkeit zu den Ueberzeugungen der Majorität wird nachsagen dürfen. Und so müssen sich die Herren darauf gefaßt machen, ihre Arbeit ohne staatlichen Schutz von vorn zu beginnen in der Hoffnung, durch das Schwergewicht ihrer Majorität schließlich, wenn auch auf Umwegen und mit verlangsamtem Tempo, das angestrebte Endziel zu erreichen. Dieses mit etwas Resignation gemischte Empfinden scheint zur Zeit die Mehrheit des preußischen Oberhauses zu erfüllen. Vermöge dieser Dosis von Resignation hofft die Regierung augenscheinlich von einer Auflösung der preußischen Volksvertretung Abstand nehmen zu können, da sie sich nicht darüber täuscht, daß eine Berufung an das Land jetzt und in nächster Zukunft eine bedeutende Verschiebung nach links zur Folge haben würde. Man trachtet also danach, ohne eine solche Auflösung davonzukommen, und da sich in diesem Wunsche Regierung und Kammermehrheit begegnen, so wird sich infolge dessen viel leichter ein modus vivendi zwischen beiden Faktoren herstellen lassen, als dies bei einer radikaleren Lösung der Personenfrage durchführbar gewesen sein würde. Man gewinnt auf beiden Seiten damit nur eine Galgenfrist. Denn schon im Jahre 1893 müssen die Neuwahlen vorgenommen werden, und die heute um ihre Hoffnungen Betrogenen können sich mit dem Worte trösten: „Bei Philippi sehen wir uns wieder“. Centrum und Orthodox-Konservative suchen sich denn auch schon auf dieser Grundlage einzurichten und mit den neugeschaffenen Verhältnissen so gut es gehen will zu befreunden. Aufänglich friedten sie offen danach, den Grafen Caprivi mit in den Sturz des Grafen Zedlitz zu verstricken. Jetzt aber, da die neu berufenen Minister sich nicht als Mittelparteiler erweisen, da der Sieg jener Männer, die sie als „falsches Kartell“ zu brandmarken suchen, sich nur auf das Fallenlassen des Schulgesetzes, nicht aber zugleich auch auf die Personen erstreckt, sind die Führer der Kammermehrheit zu dem Entschluß gekommen, das Beil ihrer Opposition gegen die Regierung nicht zu straff anzuspannen.

Johann Amos Comenius.*)

Zu seinem 300jährigen Geburtstag am 28. März 1892.

Von [Nachdruck verboten.]

C. Werkshagen.

Mitten im Kriegslärm erklingen heute die Friedensglocken. Die Volksschule ist zum Gegenstande eines Kampfes geworden, wie ihn unser Vaterland seit den Tagen des Kulturkampfes nicht erlebt, eines Kampfes, der bis in die entlegensten Dörfer und kleinsten Flecken die Geister tief erregt. Und inmitten dieser Kampfesstimmung schicken wir uns an, festliche Gewänder anzulegen, um mit der gesammten gebildeten Welt das Jubiläum eines großen Pädagogen zu begehen.

Als vor Jahresfrist deutsche Gelehrte begannen, das Andenken an Johann Amos Comenius zu erneuern, und Veranstaltungen trafen, den ungeheuren Reichthum dieses schöpferischen Geistes unserem Geschlechte zugänglich zu machen, konnten sie nicht voraussehen, daß das Jubiläum, dessen würdige Feier sie vorbereiteten, durch die Zeitverhältnisse einen solchen ernsten Hintergrund erhalten würde.

Man muß die Feste feiern, wie sie fallen — soweit die gebildeten Schichten des Volkes heute theilnehmen an dem Jubiläumsfeste, so weit werden sie in Comenius nicht nur den Begründer des neuen Schulwesens, sondern zugleich den weitherzigen, christlich-duldsamen Mann feiern, den großen Pädagogen, der nicht wollte, daß die Schule irgend einem anderen Zwecke diene als allein dem Wohle der Jugend, den Volksfreund, welcher „auf dem wahrhaft königlichen Weg des Lichtes und des Friedens, dem Weg der Einheit, Einfachheit und Freiwilligkeit einen Tempel der Weisheit errichten wollte, in welchem die Nationen, die Stände und die Kirchen in Eintracht bei einander wohnen könnten.“

Das Lebensbild, welches heute die ganze gebildete Welt beschäftigt, trägt die Züge des Martyriums. Kaum war Comenius als Prediger der Brüdergemeinde in seiner böhmischen Heimath angestellt, so öffneten sich die Schleusen des dreißigjährigen Religionskrieges. Als er flüchtend sein Leben gerettet, verfolgte ihn der religiöse Eifer des Kaisers, um der größeren Ehre der Kirche willen wurden mit ihm nicht weniger denn 30,000 ketzerische Familien von Haus und Hof gejagt. In den kleinen, beschränkten Verhältnissen Polens, wo die böhmischen Brüder ein Asyl fanden, mußte er, der universellste Geist seiner Zeit, als Leiter einer höheren Schule seine Tage verbringen, dreißig Jahre lang wartend auf eine Amnestie. Aber mit dem Religionskrieg ging der kirchliche Fanatismus nicht zu Ende, der Kaiser gestattete den Ketzern die Heimkehr in ihr Vaterland nicht. Ein Nachspiel des Glaubenskrieges beraubte ihn auch in der zweiten Heimath seines Besitzes, arm und hilflos mußte er noch als Greis in die weite Welt flüchten. Und selbst in den duldsamen Niederlanden, wo er endlich eine stille Stätte des Wirkens fand, hatte er um seiner religiösen Schriften willen noch zu leiden.

Der religiöse Fanatismus ist es gewesen, welcher auch diesem bahnbrechenden Geiste seine Wundmale aufgeprägt hat.

Diese Thatsache mag auch heute nicht vergessen werden.

Aber wie hat Comenius dieses Geschick ertragen! Dieser Charakter, welchem die Bruderliebe das tiefste Lebensbedürfniß war, konnte nicht hassen, er konnte nicht Pfeile schmieden gegen den unseligen Geist der Kirche, welcher sein ganzes Leben zerrissen hatte. Aber dennoch, die Gerechtigkeit selbst hat ihm eine Waffe in die Hand gegeben, die Liebe, die ihn erfüllte, die ihn antrieb zu seinem hehren „Apostelamt unter dem Kleinvolk“, die ihn trieb, der Schule einen reinen, reinen, humanen Lebensgeist einzuflößen, sie ist schließlich zu einer tödlichen Waffe geworden gegen den unduldsamen Geist des Kirchenthums.

Comenius war es, welcher zuerst nachdrücklich die Forderung erhob: die Schule gehört der Jugend, ausschließlich der Jugend. Kein anderes Interesse, keine andere Rücksicht soll maßgebend sein für den Jugendunterricht als die Sorge für die Bildung und Erziehung des aufwachsenden Geschlechtes.

Zwar hat Comenius selbst nicht jede Konsequenz dieses Gedankens gezogen, aber ist nur einmal ein solcher Gedanke mit Geist und Grund verkündet, dann entfaltet er sich schon von selbst. Hat der Weinstock Trauben getrieben, so besorgt die Sonne schon das Reifen.

Welcher Kontrast zwischen der Schule, wie Comenius sie schildert, dem Lustgarten der jungen Menschenseele, wo der Geist freiwillig in sich aufnimmt, was ihm gemäß, seiner Natur entsprechend ist, — und den Drillanstalten der Priesterschulen, der ganzen und halben!

Die innige, verständnißvolle, hingebende Liebe soll die Lehrer treiben, der jungen Seelen, der „Pflänzlein Gottes“ zu warten, Frohsinn und Heiterkeit soll die Schulräume zieren, ein Verlangen sollen die Kinder haben zur Schule, jeden Morgen aufs Neue mit Freuden hingehen wie zum frohen Kinderspiel, aller todte Lehrstoff soll ihnen ferngehalten werden, nur das soll dem Kinde gelehrt werden, wonach sein gesunder, aufgeweckter, angeregter Sinn von selbst greift — „gleicht sich das mit den Kirchenschulen, so ist's ein neu Gleichen“.

Wie oft erhebt Comenius seine Stimme gegen das mechanische Wiederkäuen unverstandenen Lernstoffes, gegen das Nachplappern überlieferter Ehrwürdigkeiten — er meint damit nicht die Priesterschulen, aber er trifft sie.

Sein Eifern gegen den Verbalismus, das durch Alles, was er schreibt und lehrt, sich hindurchzieht, wenn wir es auf die Gegenwart anwenden, richtet es sich gegen die Volksschule der Pestalozzi und Diesterweg oder wider die Kirchenschule, die uns droht?

„In den Wald soll man die Kinder führen, Buchen und Eichen soll man ihnen zeigen, daß sie die Dinge selbst sehen,“ so schreibt er. Das heißt für unsere Zeit: Führet die Kinder in die Natur, in die Geschichte, lasset sie Gottes Wunder und Wirken da schauen, lasset sie Ehrfurcht empfinden vor dem Höchsten, aber beschweret sie nicht mit Dogmen und Katechismen, ängstigt sie nicht mit Formeln, schrecket sie nicht mit Glaubenssätzen.

Die Realien soll man die Jugend lehren — diese Forderung hat nicht nur eine intellektuelle, sie hat auch eine sittliche Bedeutung. Man soll in den jungen Gemüthern den Sinn für das Wahre, das Schlichte und Gerade pflegen, aber einen Abscheu in ihnen wecken gegen das Unwahre, das Halbwahre, das Phrasenhafte. Die höchste Gefahr aber für den Wahrhaftigkeitssinn ist die Pflege einer „kirchlichen Gesinnung“, welche an dem glücklichen Heidenthum des zarten Kindesalters vielleicht noch abprallt, den erwachenden Christensinn der folgenden Lebensjahre aber bereits in seinem Allerheiligsten degeneriren läßt. Gott mag uns vor einem Geschlecht bewahren, das schon auf der Schulbank lernt, mit andachtslosem Herzen zu beten und die Augen nach oben zu drehen, um im nächsten Augenblick hinter dem Rücken des Herrn Pfarrers Grimassen zu schneiden.

Comenius hat die Schuljugend dem Einflusse der Religion nicht entziehen wollen, er legte vielmehr großen Werth auf die religiöse Unterweisung. Aber es war ein schlichtes Herzenschristenthum, welches er in die Seelen der Kinder pflanzen wollte, ein duldsames Christenthum der Liebe, nicht des Dogmenstreites. Er selbst gehörte der Brüdergemeinde an, einer Märtyrergemeinschaft, welche eben darum verfolgt wurde, weil sie das Christenthum in seiner lauteren, ursprünglichen Gestalt wiederherstellen wollte. Es war ihm um die Religion, nicht um die Kirche zu thun. Die wahrhaft Religiösen sind stets duldsam, die Kirchen dagegen, wenn sie herrschen, stets unduldsam.

In der That, er ist nicht zur Unzeit wachgerufen, der Geist des großen, ehrwürdigen Pädagogen. Seine ganze Gedankenwelt, sein ganzes Leben ist der entschiedenste Widerspruch gegen jenen Geist, welcher unter dem Vorgeben, der Religion zu dienen, die Schulen und damit das ganze Volk dem Klerus gefügig machen will.

Möge die Erinnerung an den Vater des neueren Schulwesens dazu beitragen, unser Volk vor der drohenden Gefährdung eines unserer heiligsten Güter zu bewahren.

*) Johann Amos Comenius, geboren am 28. März 1592 zu Nivnitsch in Mähren, widmete sich, nachdem er zu Herborn und Heidelberg Theologie studirt hatte, zuerst dem Lehrerberufe, und ward dann nach dem Tode des Bischofs der Brüdermitität, Laurentius Justinus, zu seinem Nachfolger erwählt. Er wurde viel angefeindet und verfolgt. Daher siedelte er zuerst, als nichtkatholischer Geistlicher aus seinem Vaterland vertrieben, nach Polen und schließlich nach Amsterdam über, wo er wahrscheinlich im Jahre 1671 starb.